Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 33 (1925)

Heft: 4

Artikel: Die Opiumseuche

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-973891

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

et à pouvoir manger des champignons que par prudence nous classons parmi les dangereux, parce qu'ils ont les feuillets blancs et un collier.

5. Ce sont les champignons à feuillets qui renferment tous les champignons mortels, les autres peuvent quelquefois indisposer, mais aucun d'eux ne peut empoisonner.

6. Tous les bolets, notamment, peuvent être mangés, s'ils ne sont pas désagréables au goût.

7. Pour éviter de récolter *l'entolome livide*, appelé aussi la perfide, abstenez-vous de récolter les champignons dont les feuillets restent rosés ou rougeâtres sans collier.

8. Ne pas manger de champignons crus et surtout en consommer avec modération, car il ne faut pas oublier qu'ils sont de digestion difficile, et que, par suite, ils peuvent donner lieu à des indispositions, pouvant faire croire à un commencement d'empoisonnement.

9. Ne pas oublier qu'il n'existe aucun moyen de rendre inoffensifs les champignons mortels. Ne pas croire qu'un champignon est comestible parce qu'il a été entamé par les limaces ou autres animaux.

10. En cas d'indisposition, la première chose à faire, en attendant le médecin est de provoquer les vomissements.

P. Dumec.

Die Opiumseuche.

Vor etlichen dreißig Jahren wurde ein Chinese oder Japaner, der sich bei uns irgendwo blicken ließ, immer als eine Art Wundertier angesehen. In Scharen liefen die Kinder ihm nach und wurden nicht müde, neugierig seine Schlitzaugen oder gar seinen Zopf zu betrachten. Und wie hat sich das seither geändert! Mit der Niederwerfung des Boxeraufstandes in den Jahren 1900 und 1901 begann auch für China die Annäherung an die europäische Kultur, welcher der kleinere mongolische Bruder Japan schon mehrere Jahrzehnte vorangegangen war. Heute liegen in den großen Seehäfen Europas chinesische Handelsschiffe, und auch ihre Kriegsschiffe beehren Europa mit einem mehr oder weniger willkommenen Besuch. Die Besatzung dieser chinesischen Handelsschiffe besteht fast ausschließlich aus Chinesen und Malaien, nur in seltenen Fällen gehört ein Japaner oder Europäer zu ihr.

Der Chinese hat der Zivilisation wohl seinen Zopf zum Opfer gebracht, in seinen Gebräuchen ist er aber meistens sehr konservativ geblieben. Das zeigt sich auch schon in der großen Anzahl chinesischer Speisewirtschaften, die jede größere Hafenstadt, wie z. B. Hamburg, aufzuweisen hat. Hier ist die Gabel streng verpönt, an ihrer Stelle ißt der Chinese auch hier mit dem Stäbchen und tut sich gut an seinen landesüblichen Leibgerichten, deren Zusammensetzung und Zubereitung dem Europäer oft einen gewissen Ekel verursachen. Geschäftstüchtige Chinesen haben in Hamburg Tanz- und Musikcafés gepachtet, wo sie ihren in den Hafen einlaufenden Volksgenossen Unterhaltungen aller Art bieten. Und daß das chinesische und malaiische Schiffsvolk auch in anderer Beziehung nicht zu kurz kommt, dafür sorgt schon die Masse deutscher und fremdländischer Dirnen, die sich schamlos dem wahrlich nicht sauber zu bezeichnenden mongolischen Schiffsvolk an den Hals werfen. Mit dem Anwachsen des chinesischen Verkehrs haben auch ihre Unsitten und Laster in den Hafenstädten Eingang gefunden. Der Opiumgenuß ist wohl das verbreitetste Laster der Chinesen, dem in China weite Kreise des Volkes rettungslos verfallen sind. Morphium, Aether, Kokain haben zwar als Rauschmittel auch große Bedeutung erlangt, obschon der weiteren Verallgemeinerung überall soweit möglich, der

Riegel gestoßen wird. Die Opiumseuche hält aber langsam ihren Einzug in Europa und Amerika und vergiftet das Volksleben, auch das deutsche. Noch zwei andere Betäubungsmittel hat das fremde Schiffsvolk in Hamburg eingeführt: „Maroquana" und „Heroin", zwei Gifte, die beide wohl spanischen oder südamerikanischen Ursprungs sind. Wie man Kokain unter der Bezeichnung „Zemet", „Koks" oder „Kakao" im Schleichhandel erhält, ist Heroin unter dem Namen „Etsch" in St. Paulis Verbrecher- und Matrosenkneipen bekannt. Opium ist ebenso wie die vorgenannten Gifte für den menschlichen Körper überaus schädlich. Schon ein einmaliger Opiumgenuß kann böse Erkrankungen des Nervensystems nach sich ziehen, ein häufiger Opiumgenuß führt im allgemeinen in ganz kurzer Zeit zur völligen Zerrüttung des Körpers und zum dauernden Siechtum.

Dafür, daß der seefahrende Chinese sein Opium nicht zu entbehren braucht, ist gesorgt. Findige Chinesen haben in den berüchtigsten Straßen St. Paulis, wie übrigens in allen Großstädten Europas, Gelegenheit gefunden, versteckt liegende Keller als Opiumsalons einzurichten. Diese chinesischen Opiumhöhlen werden im allgemeinen nur von den Chinesen und Malaien besucht und sonst streng geheimgehalten. Es erfordert für den Europäer einen großen Aufwand von List und Energie, um sich einmal Eingang in eine solche chinesische „Opiumhöhle" zu verschaffen. Da der Betrieb in den Opiumkneipen stets ruhig zugeht, so daß selbst die nächsten Nachbarn von dem Betrieb nichts wahrnehmen können, ist ihre Entdeckung für die Polizei besonders schwierig. Die chinesischen Opiumhöhlen liegen wohl sämtlich in St. Pauli (der Hafenstadt von Hamburg), und hier vor allem in der Gegend, in welcher sich das chinesische und malaiische Element konzentriert. Genau so wie in Berlin und übrigens auch in Hamburg die Nachtbetriebe aller Nuancen ihre „Anreißer", „Schlepper" und „Spanner" haben, bedient sich auch der Opiumwirt solcher Hilfsmittel. „Anreißer", „Schlepper" und „Spanner" sind aber hier ebenfalls Chinesen, welche durch langjährige Uebung befähigt sind, unter ihren Rassegenossen die opiumlüsternen Gesellen sofort herauszufinden. Mit allergrößter Vorsicht wird bei diesem angefragt, ob sie eine Pfeife „Opium" suchen. Dann bringt der Schlepper den Kunden in das Haus, wo der Spanner ihn in die gut versteckte Opiumhöhle geleitet.

Gerade eben, 12 Uhr nachts, läßt der chinesische Spanner einen europäischen Gast in das Haus ein. Zunächst gelangt der Besucher in einen matt erleuchteten Vorkeller, wo die Zahlungsprozedur vonstatten geht und Mantel, Schirm, Stock und etwaige Waffen abgegeben werden müssen. Darauf nimmt ihn ein großes, mit roten Teppichen ausgeschlagenes Zimmer auf. Rotes, fast ganz abgedämpftes Licht läßt ihn mehrere Ruhbetten sehen, auf denen einige Gäste in schweren Träumen sich unruhig umherwälzen. Eine widerlich süße Atmosphäre umgibt ihn. Der tief sich verneigende Opiumwirt bringt die lange Opiumpfeife, tut ein Opiumkügelchen in den kleinen Pfeifenkopf und weist ihm ein Ruhbett zu. Leise, fast unhörbar schleicht der alte Chinese davon, aber nicht, ohne vorher noch einen kurzen Blick auf seine übrigen Gäste geworfen zu haben. Alles ist ruhig, nur ab und zu stößt einer der Opiumgäste einen leisen, fremdsprachigen Laut aus oder ein anderer gestikuliert im Traum wildverlangend mit Armen und Händen. Vorsichtig nimmt der Gast einen Zug aus seiner Pfeife und darauf nach einer kleinen Pause eine zweiten. Dann raucht er bedächtig weiter. Neugierig betrachtet er seine Schlafkameraden, zählt acht, neun Chinesen und ein glattrasiertes Weißgesicht, das sich im Traum zu einer lachenden Fratze verzieht und „oh yes", „oh — oh", ein langgedehntes „oh — yes" hören läßt. Und bald umfangen auch den neuen Gast wundersame

Träume, er fühlt sich losgelöst von allem Irdischen und läßt erotische Genüsse über sich ergehen. Eine, zwei, drei Stunden liegt er so im Schlaf, dann schreckt er plötzlich auf. Erst muß er überlegen und nachdenken, wo er sich befindet und wie er hieher gekommen ist. Nur mühsam kommt ihm die Erinnerung. Seine Uhr zeigt die fünfte Morgenstunde. Da steht auch schon der alte Chinese vor ihm, lächelnd verneigt er sich wieder tief und kredenzt ihm in einer papierdünnen Porzellantasse einen heißen Trank. Der Gast nimmt ihn und führt die Tasse vorsichtig an die Lippen. Kaum ist es zu schmecken, was es ist, so stark und bitter ist der Tee. Langsam erhebt er sich; ein wenig Kopfschmerzen sind die Folgen des ungewohnten Genusses. Auch seine Schlafnachbarn sind munter bis auf zwei chinesische Matrosen, welche dank der größeren Quantität des Opiums noch in ihren Träumen liegen. Nochmals betrachtet er seine Umgebung und ein maßloser Ekel überkommt ihn von ihr und vor den Geheimnissen der Opiumnacht, und eiligst verläßt er die Opiumhöhle. —

„Bald widder kommen!" ruft ihm der chinesische „Spanner" nach — „Ssie träumen so schönn!"

Aus den Blutzahlen des Krieges.

Die Verluste des deutschen Sanitätskorps und die Krankheits-Toten der Wehrmacht.

Von Hartmuth Merleker, Berlin.

Gewiß, es will heute niemand mehr etwas vom Krieg hören, der jetzt schon seit fünf Jahren, durch den Waffenstillstand abgeschlossen, hinter uns liegt. Aber es ist nicht die Schuld der Statistik, daß sie erst jetzt mit der Sichtung und Ordnung ihres unheimlich großen Materials fertig geworden ist.

Neu liegen zwei sehr beachtenswerte Zahlensammlungen vor, die die Kriegsverluste auf deutscher Seite beleuchten. Es sind dies einmal die blutigen Verluste des Sanitätskorps der gesamten deutschen Wehrmacht und zum andern die Verluste des deutschen Landheeres und der Flotte durch andere Einwirkungen als durch Verwundungen, also zumeist durch Krankheiten.

Wenn man bedenkt, daß die Aerzte und die Sanitätsmannschaften eigentlich doch nur zum Bergen, Heilen und zur Hilfe der Verwundeten bestimmt waren, dann ist es sehr bemerkenswert, daß sie insgesamt 19,146 Tote, täglich also bei einer Kriegsdauer von 1623 Tagen 12 (genau 11,8) Köpfe einbüßten.

Insgesamt verlor die Armee 1670 Sanitätsoffiziere, die Schutztruppe 11, die Marine 102, also zusammen 1783 Sanitätsoffiziere. Sanitätsmannschaften verlor das Landheer 5696, die Schutztruppe 36, die Marine 134, also insgesamt die Wehrmacht 5886 Sanitätsmannschaften.

Krankenträger kannte nur die Armee, die ihrer 6508 verlor. Insgesamt starben also an der Front in der Truppe oder an Bord selbst 14,157 Köpfe. Die Wenigen, die davon nicht in der reinen Kampfhandlung fielen, sind wegen der Geringfügigkeit der Ziffer hier mit als gefallen gerechnet.

Militärkrankenwärter, nur in den Lazaretten benötigt, verlor die Armee 576, die Marine 12, zusammen also 588.

Apotheker, Geistliche, Zahnärzte und Lazarettbeamte aller Grade starben im Krieg 256, davon 249 in der Armee, 1 in der Schutztruppe und 6 in der Flotte. Außerdem büßte die Armee 3282 Mann militärischen Personals ein, die der Krankenpflege dienten, und schließlich starben 863 Angehörige der freiwilligen Krankenpflege, die der Wehrmacht nicht dauernd angehörten.

Den höchsten Prozentsatz der Kriegsteilnehmer unter den Sanitätsoffizieren büßte die Schutztruppe ein, 8,1 % von 135, dann die Flotte mit 7,5 % von 1359; die Armee